

Die Neue Welt



Nr. 13

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Grenja.

Aus den Erinnerungen eines Verbannten.
Von Michel Kotowski. Deutsch von Laura Feil.

Ich war traurig.

Worüber? Wer fragt darnach? Es giebt so mannigfache Anlässe zur Traurigkeit, man findet sie auf Schritt und Tritt. . . Den Thränen begegnet man ja so häufig, einem Lächeln so selten!

Ich zählte sechzehn Jahre, war jung und voll Lebenslust, jener fieberischen Lust, die einen fast verzehrt, die einem das Blut zu Kopf und Herzen treibt.

Es hätte bei mir wahrlich kalter Kompressen bedurft, um mein erhitztes Hirn abzukühlen, meine ins Unermehliche schweifende Phantasie zu zügeln und ruhigeren Vernunftgedanken die Oberhand zu lassen.

Diese Kompressen legte mir die Hand des Schicksals nur allzu früh auf, sie rüttelte mich wach, und, ernüchtert, nahm ich nur allzu schnell wahr, wie die braune Jünglingslocke sich bleichte und sich auf die gelichteten Schläfen eine leicht zu entziffernde Munenschrift eingrub. Doch was thats; gewann dabei doch die Seele ein schönes Gleichgewicht: Heute konnte ich weder Traurigkeit noch Freude!

Damals aber war ich traurig. Ich marschirte in Gesellschaft von zweihundert Weibern in die Verbannung. Wir watenen durch ein Meer von Schnee; der Boden sahien unter unseren Füßen einzusinken, und die bleifarbenen, schweren Wolkenmassen am Horizonte ballten sich wie drohende Fäuste über unseren Häuptern. Der Wind blies uns ins Gesicht, jener eisige, scharfe Nordwind, der die Wangen röthet, daß sie in Blut getaucht zu sein scheinen.

In dieser unermesslichen Schneewüste nahm sich unsere durch den dichten Nebel streichende Karawane wie ein einziger, ungeheurer, dunkler Körper aus, der sich automatisch fortbewegte.

In kleinen Schritten gingen wir vorwärts, Einer vom Anderen kaum einige Daumen breit entfernt, so fest aneinander gekettet, daß das Straucheln eines Einzelnen die ganze Linie aus dem Marschtempo brachte.

Man schrieb den ersten Januar des Jahres 1855.

Mir zur Seite schritt ein schönes, junges Mädchen mit ebenholzschwarzem Haar, großen, dunkeln, wie Starfunkteln blißenden Augen, die mit einem unsagbar leidvollen Blick vor sich hinstarrten. Die Züge indes schienen ein ruhiges Gewissen auszudrücken; der feinste Beobachter hätte in ihnen keine Spur jener Leidenschaft entdecken können, die die Hand zuweilen zu einem Verbrechen treiben.

Was mochte Grenja begangen haben? ging es mir durch den Kopf. Ja, auch sie war traurig, todestraurig wie ich, und jedes Mal, wenn ich sie ansah, richtete sie ihre gluthvollen Augen auf mich. Dann durchzuckte es mich, und ich bildete mir ein, daß das Feuer, das aus ihren Augen strahlte, mir

die Kälte weniger empfindlich machte und gleichsam den Schnee vor unseren Schritten zum Schmelzen brachte.

So ging es vorwärts, stundenlang schweigend vorwärts, bis uns endlich ein fürchterliches Schneetreiben zwang, Station zu machen.

Ein feuchter, übelriechender, dunkler, niederer Raum nahm uns auf. Widerlicher aber als der Ort wurde die Raft durch das zügellose Sichgehenlassen all jener unglücklichen Frauen, meist aus der Hefe des Volkes stammend, die erst jetzt in fürchterlichen Flüchen und Wehklagen ihrer Verzweiflung Ausdruck zu geben suchten. Man vermeinte das Geheul wilder Thiere zu vernehmen.

Meine Nachbarin Grenja war die Einzige, welche in ihrem Winkel ruhig kauerte. Unverwandt hielt sie ihre Augen auf mich gerichtet.

„Hast Du einen Mord begangen?“ fragte sie endlich mit melodischer Stimme.

„O, nein!“ entgegnete ich.

„Nicht? Warum kommst Du dann mit uns?“

„Mein Schicksal will es so,“ gab ich ausweichend zurück. „Und Du, was hast Du verbrochen, daß Du das harte Loos dieser Unseligen theilen mußt?“

„Ich? . . . Ich habe getödtet!“ rief sie lebhaft aus. „Ich habe ein Ungeheuer, eine wilde und grausame Bestie, die mich marterte, getödtet. . . Ja, ich habe einen Mord begangen in gerechtem Zorn — nun muß ich die Strafe dafür erleiden nach menschlicher Gerechtigkeit.“

Und ohne erst meine Aufforderung abzuwarten, begann sie mir die Geschichte ihres Verbrochens in ihrer einfachen, natürlichen Redeweise zu erzählen, der man es anhörte, daß sie weder log, noch etwas zu bemänteln suchte.

Von Minute zu Minute wurde sie erregter, und als sie von der That selbst sprach, sah ich, wie sie zitterte und ihre Züge einen Ausdruck der Wuth und des Hasses annahm, der jeden Anderen entsetzt hätte, sie aber nur um so anziehender machte.

Die Erzählung Grenjas war kurz. Ich will sie mit ihren eigenen Worten wiedergeben, steht mir auch der rührende, schlichte Ton nicht zu Gebote, mit dem das arme Kind aus dem Volke seine Leidensgeschichte vortrug:

„Ich bin als Leibeigene geboren,“ begann sie.

„Meine Herrin war reich, unermesslich reich; Du kannst Dir keinen Begriff von ihrem Reichthum machen. Sie bewohnte ein prächtiges Schloß. Die kostbarsten Decken und Teppiche lagen darin allenthalben wie werthlose Fegen umher. Alles, was die Räume wohnlich machen konnte, war vorhanden; denn die Herrin kargte nicht, sie schüttete das Geld mit vollen Händen aus. Ja, Madame war reich! Sie besaß nicht allein Geld und Gut, sondern auch eine Unmasse Leibeigener, Seelen, wie man uns nannte.“

„Ich ward zu ihrem persönlichen Dienste auf-
erzogen. Man hatte mich eines Tages in meiner

kleinen, rauchgeschwärzten Hütte bemerkt und mich aufs Schloß gebracht.“

„O, welch entsetzliches Leben führte ich da! Man kann sich kein elenderes auf Erden vorstellen! Doch als ich später den Richtern von all den Leiden, die ich im Dienste ertragen mußte, erzählte, lachten sie mir höhniß ins Gesicht und behaupteten, daß ihnen noch nie eine hinterlistigere Verbrecherin vorgekommen sei.“

„Madame hatte die Gewohnheit, des Tages mehrmals Toilette zu machen, wobei ich immer anwesend sein mußte. Sie bediente sich beim Ankleiden stets einer Anzahl von Stecknadeln. Aber auf dem Toiletentisch, der mit Schächtelchen und allen denkbaren Utensilien beladen war, fehlte ein Nadelkissen. So waren es denn mein Busen, meine Schultern und Arme, die ihr als Polster dienten. Ihrem Befehle gemäß mußte ich beim An- sowie beim Auskleiden unbeweglich vor ihr stehen; sie nahm eine Stecknadel nach der anderen aus den Kleidern und steck sie in meinen Körper.“

„Lange litt ich geduldig; ich hoffte, diese Marter werde einmal ein Ende nehmen, aber Madame übersah stets die Nothwendigkeit eines Nadelkissens und fuhr fort, mich zu peinigen.“

„Eines Tages packte mich die Verzweiflung, und als die Tortur von Neuem begann — ergriff ich das erste beste Messer und stieß es meiner grausamen Herrin ins Herz. Man warf mich ins Gefängniß und verurtheilte mich zu lebenslänglicher Zwangsarbeit.“

„Was nützte es, daß ich den Richtern meine wunden Schultern und Arme zeigte? Man ließ mich von Ärzten untersuchen, und diese gaben an, daß die Wunden auch von Ungeziefer herrühren konnten. Ha, ha! Was für ein merkwürdiges Geziefer mußte das wohl sein, das mir diese Stiche beibringen konnte! . . . Doch übrigens . . . vielleicht giebt es solches! . . .“

Grenja verstummte, und ich merkte es ihr an, daß mehr als die Beurtheilung jener schmählich Verdacht sie kränkte. Mit warmem Interesse hatte ich ihr zugehört, und als sie schwieg, war ich wie vernichtet. Ich hätte ihren Worten nie Glauben geschenkt, das arme Wesen für toll gehalten, wären mir nicht schon früher ähnliche Geschichten zu Gehör gekommen, und zwar von Personen, deren Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben war.

Nein! Grenja war nicht toll! Die schwarzen, flugen Augen in dem traurigen Gesichtchen bewiesen es mir nur zu sehr. Sie war einfach eines jener Wesen, die man zu jener Zeit „Seele“ nannte, dem man aber das Recht absprach, eine solche zu besitzen, und das man demgemäß auch behandelte.

Lange verharrte ich stillschweigend, voll innerer Bewegung. Ich weiß nicht, hatte Grenja tieferes Gefühl aus meinen Augen gelesen, sie packte mich plötzlich beim Arm und flüsterte mir warm ins Ohr: „Ich liebe Dich!“

Deutsche Sprachbelustigungen.

Dritte Humpfel.

Von Manfred Wittich.

Bei diesem Geständniß drängte mir das Blut heiß zum Herzen, doch nur einen Augenblick. Ich wurde schnell Herr meiner selbst.

„Thörin!“ erwiderte ich mit einem erzwungenen Lächeln. „Was hat die Liebe mit uns zu thun? Sind wir denn frei? Auch bin ich nicht zur Liebe geschaffen.“

„Weshalb nicht?“ verwunderte sich Grenja. „Du hast ja keinen Mord auf dem Gewissen . . . Du kannst, Du darfst lieben . . . Du mußt! . . . Du liebst mich! . . . Ja, Du liebst mich! Die Thräne, die noch an Deiner Wimper perlt, verräth es mir nur zu deutlich. Du bist der Erste gewesen, der über mein Schicksal geweint. Von nun an gehöre ich Dir im Leben wie im Tode! . . . Aber sage mir endlich, warum bist Du hier? Was hast Du eigentlich begangen?“

„Ich wiederhole Dir: Mein Schicksal will es so.“ Was sollte ich ihr auch gestehen? Was hätte Grenja, das naive Kind aus dem Volke, von den heiligen Kämpfen um Recht und Freiheit verstanden?

Wir brachen wieder auf. Grenja schritt abermals zu meiner Rechten, und zu wiederholten Malen hörte ich es im Flüsterton von ihren Lippen, daß sie mich liebe, wie sehr sie mich liebe. Zuerst wollte ich fast darüber unmuthig werden, aber nach und nach gewann die Sympathie, die ich von Anfang an für das arme, so einfache und doch so leidenschaftliche Wesen empfunden, wieder die Oberhand.

Auf einer der nächsten Stationen, die wir noch an demselben Tage machten, gab man uns bekannt, daß unser Zug in zwei Kolonnen getheilt werden würde, da nicht alle Verbannten das gleiche Ziel hatten.

Grenjas Bestimmungsort war ein anderer, als der meine; das Schicksal, das uns heute zusammengeführt, wollte uns morgen also wieder trennen.

Diese Nachricht war ein harter Schlag für die Arme; im ersten Moment konnte sie sich kaum fassen. Bleich und verstört blickte sie drein, das Auge verlor seinen Glanz, sie schien wie versteinert. Plötzlich aber warf sie sich mit Ungestüm an meine Brust und begann laut zu wehklagen. —

Die Nacht brach herein. Unweit von mir kanerte Grenja in einer Ecke. Mir fielen vor Müdigkeit bald die Augen zu. Als ich jedoch beim ersten Morgengrauen wieder erwachte, schweiften meine Blicke unwillkürlich zuerst zu Grenjas Platz hinüber . . . Er war leer! In seltsamer Bekommenheit suchte ich den halbdunkeln Raum vollends zu durchdringen. Mit einem Male schwanden mir fast die Sinne: An einem Nagel in der kahlen Mauer hing eine weibliche Gestalt, an einem Stricke aufgekümpft.

Es war Grenja, die entseelte „Seele“.

Jetzt erst erinnerte ich mich, während des Schlafes einen leisen Hauch und eine sanfte Berührung auf Wange und Hand gespürt zu haben, wie wenn Engelsfittiche mich gestreift — oder waren es Küsse von Grenjas Lippen gewesen?

* * *

Den Rest meines traurigen Weges wanderte ich nun wortlos dahin — ein Einsamer inmitten einer Schaar von Leidensgefährtinnen.

Jahrelang blieb ich in der Verbannung, aber das Bild des unglücklichen Mädchens lebte stets in meiner Erinnerung fort; und doch, wenn ich jetzt die Geschichte der Begegnung mit ihr niederschreibe, erscheint sie mir so fremd, als hätte ich sie nur irgendwo gehört oder gelesen und nicht selbst erlebt, wie es die Wahrheit ist.



Schnitzel.

Wer nie gelitten, hat nur halb geliebt,
Wer nie geliebt, hat wohl auch nie gestrebt,
Wer nie geweint, hat halb auch nur gelacht,
Wer nie gezwiebelt, hat wohl kaum gedacht.

S. Burrow.

Kopf ohne Herz macht böses Blut,
Herz ohne Kopf thut auch nicht gut;
Wo Glück und Segen soll gedeihen,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Bodenhebt.

Ein höchst anziehendes Kapitel sprachlicher Untersuchungen und Forschungen beschäftigt sich mit den bildlichen und sprichwörtlichen Redensarten. Auch hier finden wir, daß den Wendungen und Ausdrücken stets eine sinnliche Wahrnehmung, eine lebendige Erfahrung zu Grunde liegt, denen nachzuspüren einen ganz besonderen Reiz hat.

Auch hier können wir wegen des Ueberreichtums an bereit daliegender Stoff nur andeuten und in ausgewählten Beispielen die Sache klar zu machen suchen, um die es sich handelt.

Man vergegenwärtige sich nur einmal die geringe Kraft, welche abgegriffenen Redensarten einwohnt für den modernen Hörer an folgendem Beispiel: Da hat Einem seine Waschfrau den Stehtragen zu steif gestärkt, so daß ihn derselbe bei jeder Wendung des Halses reibt. Die Empfindung ist zu schwach, um als Schmerz bezeichnet werden zu können, sie ist ihm nur lästig und er drückt dies aus, indem er sagt: „Die Sache genirt mich.“ Hinter diesem harmlosen Wörtlein „genirt“ liegt, wie die Sprachforschung festgestellt hat, nichts Geringeres als eine ganze Hölle, das Thal Gehinnom, die Hölle der althebräischen Mythologie. Eigentlich sagt also Derjenige, welcher erklärt, daß sein Stehtragen ihn genirt, er fühle Qualen und Schmerzen, wie ein Verdammter im Thale Gehinnom. Dieses Beispiel ergibt vollkommene Klarheit darüber, daß zu der Zeit, wo sprichwörtliche Wendungen und Redensarten entstehen, jedes Wort ganz gegenständlich gefaßt und verstanden wurde; daß aber allmählig der ursprüngliche herbe Sinn nur noch bildlich und abgeblaßt zur Geltung kam. Ja, schließlich wurde der alte Sinn garnicht mehr gefühlt und verstanden.

Jede gute Ehegattin weiß, was es bedeutet, wenn der Herr Gemahl einmal „über die Schnur gehauen hat!“ Auch so eine Redensart! Woher ist das Bild, welches dieser Redensart zu Grunde liegt, entnommen? Da muß ich den Leser einladen, mit mir auf den Bauplatz der Zimmerleute zu gehen. Da werden die langen Baumstämme zunächst von Rinde und Splint befreit, so daß sie ungefähr und roh viereckig sind, jetzt gilt es aber, die scharfen Ecken herauszuhauen. Dazu ist das Einhalten einer genau geraden Linie nothwendig, die der Art den Weg vorweist. Längs des Balkens, von einem Ende bis zum anderen, wird eine Schnur an zwei Nägeln befestigt und straffgespannt, die mit Nöthel eingerieben worden ist; einer der Werkleute faßt sie in der Mitte, zieht sie empor und läßt sie schnell zurückschnappen. Bei ihrem Niederfahren zeichnet die Schnur auf dem Holz eine ganz genau gerade Linie vor, nach welcher sich der Werkmann beim Vierkantighauen des Balkens zu richten hat. Haut er daneben, so sind zwei Fälle möglich: entweder haut er zu wenig weg, das ist sein Schade, da hat er noch einen Hieb dran zu wenden: oder im zweiten Falle haut er zu viel weg, er haut über die Schnur, eigentlich nur über den Schnuranfschlag, oder über den durch diesen Schlag bezeichneten rothen Strich nach dem Kern des Stammes zu. Das ist ein Fehler, der sich nicht mehr verbessern läßt. Der abgehauene Spahn ist weg, die gerade Linie ist gestört.

Die gesammte Kultur des deutschen Mittelalters ist nach einer feinsinnigen Beobachtung Franz v. Löhers vorwiegend eine Holzkultur gewesen. Es darf uns deshalb nicht Wunder nehmen, daß in den bildlichen Redensarten der Umgangssprache unseres Volkes sich so zahlreiche Beziehungen auf das Werk des Zimmermanns finden, die gewöhnlich — um gleich wiederum im Werkmannsbilde zu bleiben — „den Nagel auf den Kopf treffen.“

Beiläufig bemerkt, ließe sich aus dem deutschen Wort- und Sprachschatz ein förmliches hohes Lied der Arbeit, und zwar der Handarbeit, herauslesen ohne jede Mißdeutung oder falsche Auslegung des heute noch vorhandenen Sprachgutes. Alle Hand-

werke und Berufe mußten Beisteuer leisten zu diesem. Da werden Pläne „geschmiedet“, Ränke „gesponnen“, Verschwörungen „angezettelt“, Staatseinrichtungen „untergraben“, Seelen „gefißt“, — kurz, alle Berufe und Gewerbe müssen Wendungen und Ausdrücke liefern, mit denen allgemein menschliche Thätigkeiten bildlich bezeichnet werden.

Nicht anders als ein Lob des betreffenden Handwerks kann es betrachtet werden, wenn Eltern oder Lehrer von einem Böglinge erklären: „er paßt auf wie ein Hestelmacher.“ In unserem Maschinenzeitalter werden freilich die winzig kleinen Schlingen und Hestel von Draht, wie sie unsere Frauen und Mädchen zu ihren Kleidern brauchen, nicht mehr so mühsam hergestellt wie zu jener Zeit, zu der die Redensart entstand. Damals war jedes dieser kleinen Kunstwerke eine Schöpfung der Hand des zünftigen Herrn Nadlermeisters, seiner Gesellen und Knappen. Nun denke man sich einen Böhnhafen, einen Nichtgehörigen der Kunst, einen Nichteingeweihten, der zuhaut, wie ein solches Ding gemacht wird; mit welcher Ruhe, Sicherheit und vor Allem mit welcher aufmerksamer Geduld liegt der Erzeuger eines solchen Hestels seiner Arbeit ob! Der Zuschauer hätte längst das Krübbeln in Händen und Füßen bekommen und wäre auf und davon gelaufen, wenn er dazu verurtheilt worden wäre, ein einziges solches Dingelchen zu machen, da gehört Siesfleisch dazu, da muß man aufpassen, eben — wie ein Hestelmacher!

Einem anderen wackeren Beruf können wir bei dieser Gelegenheit eine Ehrenrettung angedeihen lassen, der ehrjamen Kunst der Bürstenbinder. Man kennt die Redensart: trinken, zechen, oder wenn es nicht etwa eine zaribefattete Leserin übel vermerken will, saufen wie ein Bürstenbinder. Diese Redensart hat mit dem wackeren Gewerbe der Bürstenherzeugung ganz und garnichts zu thun; hinter diesen Bürstenbindern stecken ganz andere Leute, nämlich die Herren Studenten. In den Universitätsstädten des Mittelalters wohnten die Besessenen der Wissenschaft entweder als Miether bei einem Magister der freien Künste oder in besonderen Stiftshäusern. „Nach dem gemeinsamen Säckel (lateinisch bursa, französisch bourse, d. h. Börse), aus dem sie in solches dessen verpflegt und beherbergt wurden, nannten sie ihr Wohnhaus „Bursa“ und dieser Ausdruck wurde dann auch auf die gemeinsam hausende Schaar selbst angewendet Endlich begann man das auch Bursche ausgesprochene Wort als einen Plural (Form der Mehrzahl) zu verstehen, weil es eine Mehrzahl bezeichnete, und bildete nun den Singular (Form der Einzahl): der Bursch. Eine Hauptbeschäftigung der studentischen Bursche aber war das Trinken; das nannte man dann auch kurz: bürschen. Dieses Wort aber wurde im Volksmund mit büirsten, das man ja büirsten aussprach, zusammengeworfen; und nun war es nicht mehr weit dahin, Einen, der sich auf das Handwerk des Bürstens gründlich verstand, einen Bürstenbinder zu nennen.“ (Wustmann.) Neben büirsten sagte man auch büirsten für mächtiges zechen, und der prächtige Humorist Fischart nennt sich selbst „mit Züchten einen unschuldigen Bürstenbinder.“ In der Trunkenenlitanei fordert sein Held Grandgoshier seine Gefährten auf, ihm zuzutrinken mit den Worten: „Mir zu, ich bin ein Bürstenbinder.“ Und er will damit sagen, daß seine ausgepöchte Gurgel fleißigem Zutrunke recht wohl gewachsen sei.

Eine große Menge sprichwörtlicher Redensarten, Bilder und Vergleiche, namentlich des älteren deutschen Sprachschates, sind der biblischen Geschichte entnommen. Einen ausnehmend großen Menschen bezeichnete man — wie ja auch heute noch — als einen Goliath oder einen Enaksohn. Wenn Einer bei einem Tausche übers Ohr gehauen wurde und für ein werthvolles Stück einen Pappenstiel eingehandelt hat, sagt man noch heute, er habe um ein Linsengericht sein Recht der Erstgeburt, d. h. sein Recht als Haupterbe, verhandelt und vertandelt.

Selbst in das blutige Kriegswesen und Soldatenleben hinein fanden solch fromme Bilder und Redensarten Eingang, wofür in der Sprache und in den Liedern der frommen Landsknechte manch erbauliches Beispiel zu finden ist.

Eine der interessantesten Redensarten des 15. und 16. Jahrhunderts lautet: „Einem den armen Judas blasen.“ Es ließe sich an Dugenden von Beispielen zeigen, wie das Ausblasen dieses Liebleins, denn um ein solches handelt es sich, allemal da stattfindet, wo frohlockende Schadenfreude einem überwundenen Gegner nachdrücklich und empfindlich ausgesprochen werden sollte. In einem Volkslied über ein Ereigniß des deutschen Bauernkrieges vom Jahre 1525, eine Niederlage der Bauern, heißt es:

Der Thärmer blies den Judas:
„Ach, was hast Du gethan.“
Es waren seltsam Laudes (Lobgesänge)
Es lacht nicht jederman (es lachte keiner),
Er blies: „Hats dich gereuet,
So ziehe wieder heim.“
Ihr Lied ward erst erneuet,
Ihr(er) wurden viel gebleuet usw.

Dieses Judaslied wird in den Chroniken und Geschichtsliedern älterer Zeit sehr häufig erwähnt. Es wird allemal zu Spott und Hohn dem Gegner aufgespielt, wenn ihm ein Anschlag total mißlungen und zu eigenem schweren Schaden ausgefallen ist. Dafür sollen noch einige Beispiele angeführt werden.

Schon im Jahre 1490 ließ König Maximilian, als er zu Schiffe an ihrer Stadt vorüberfuhr, den Regensburgern die Melodie des armen Judas aufspielen, um sie zu verhöhnen für ihren Verrath am Kaiser.

An diesem Beispiel ist die enge Beziehung noch vollkommen klar in ihrer Treffsicherheit, denn kaiserliche Majestät sah ja in den Regensburgern, die wider sie gehalten hatten, lauter ebensolche Erzschelme, wie der treulose Judas Ischariot, der Verräther seines Herrn und Meisters, einer war.

Das ursprüngliche Judaslied gehört nach Wort und Weise dem Kirchengefang des 15. Jahrhunderts an. Dasselbe beginnt folgendermaßen:

O du armer Judas,
Was hast Du gethan,
Daß Du Deinen Herrn
Also verrathen hast!
Darum mußt Du leiden
In der Hölle Pein,
Lucifers Gefelle
Mußt Du ewig sein!
Kyrie eleison!

Nach der jetzt allgemein gültigen Annahme ist das Lied einem Osterfestspiel entnommen, einem jener kirchlichen Theaterstücke, in welchen die ganze Leidensgeschichte Christi nach der Bibel dramatisch vorgeführt wurde. Auch die Szene vom Verrath des Judas durfte da nicht fehlen. Wenn da der Verräther in voller Erkenntniß des Unheils, welches er angerichtet hat, mit verzweifelter Selbstverwünschungen von der Szene eilte, um zum Selbstmörder zu werden, sang der Chor, das zuschauende Volk mit eingebunden, das Judaslied. So ward dasselbe zum allgemein bekannten Volkslied, welches dann wieder Anlaß gab zu der sprichwörtlichen Redensart.

So heißt es in der Historia von Doktor Johann Faust (Frankfurt 1587): „Als nun der Geist Fausto den armen Judas genugsam gesungen, ist er wiederum verschwunden und hat den Faustum allein ganz melancholisch und verwirrt gelassen.“

In dieser Stelle heißt „den Judas singen“ so viel, wie ganz allgemein Jemand furchtbar verhöhnen; es wird also ganz davon abgesehen, daß wirklich das Judaslied angestimmt wird.

Für dieses traten auch sehr bald eigens für bestimmte Fälle gedichtete besondere Hohnlieder ein, die weder im Text noch in der Weise sich an das Judaslied angeschlossen. Und trotzdem sagte man auch von ihnen, wenn sie gesungen oder geblasen wurden, man habe den Überwundenen den armen Judas gesungen oder geblasen.

Als der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen 1547 seine liebe getreue Stadt Leipzig belagerte und beschloß, dichtete man ein Hohnlied auf den Landesherrn, dem es zwar gelang, den Pentekstthurm einzuschließen, aber nicht die Stadt zu erobern! Die Belagerten hatten nämlich das Hilfsmittel gebraucht, durch Ketten, die man an den Thurm anlegte, zu verhindern, daß dieser nach außen stürzte und eine Brücke für die Stürmenden bildete.

Johann Friedrich mußte also mit langer Nase abziehen. In dem Spottlied der Leipziger, das man auf den Kurfürsten sang, hieß es im letzten Verse:

„Zieh hin, zieh hin mit Deiner Bent,
Ich halt (glaube), dich hat der Schimpf gereut,
Ließ man den Feind hofiren.“

Das heißt in schlichter Prosa übersetzt: man ließ dem abziehenden Kurfürsten den Hof machen oder aufwarten, indem man ihm das Lied vordulassen ließ: „Zieh hin, zieh hin usw.“

In einem zweiten auf denselben Vorgang abzielenden Liede werden die verhöhten Kurfürstlichen selbstredend eingeführt mit den Worten:

Nun ziehen wir davon,
Den Spott zum Schaden müssen wir han,
Das Liedlein hören wir singen:
„Wenn Dich der Schimpf gereuet hat,
Zieh heim zu Deinen Kindern!“ —

In anderen Liedern findet sich die Wendung:

„Hat Dich nun der Schimpf gereuet,
So zuech Du wieder anheim
Und klag es Deiner Frauen.“

In der Timmerschen Chronik wird erzählt, wie Landgraf Wilhelm von Hessen den Pfalzgrafen Philipp arg geschredt hat mit Schießen aus etlichen Falkonetlein (kleinen Feldgeschützen), deren Kugeln den Pfalzgrafen nöthigten, sich in die Kellergewölbe seines Heidelberger Schlosses zu flüchten. Nach diesem Schabernack ließ der Landgraf, wie die Chronik berichtet, seine „Tronimeter“ das Liedlein blasen:

„Hat Dich der Schimpf gereuet.“

Sehr zahlreich aber sind im 16. Jahrhundert die politischen Hohn- und Spottlieder, welche das Vermaß und die Melodie des armen Judas beibehalten. In Luthers Streitschrift: „Wider Hans Wurst“ (der Hanswurst ist der Herzog Heinrich von Braunschweig) findet sich folgender Vers:

O Du armer Heinge,
Was hast Du gethan,
Daß Du viel frommer Menschen
Durch Feuer hast morden lan!
Du wirst in der Hölle
Leiden große Pein;
Lucifers Gefelle
Mußt Du ewig sein.
Kyrie eleison!

Auf Luthers begabtesten Gegner, den von den protestantischen Literaturgeschichtschreibern arg unterschätzten Thomas Murner, gab es bei den Lutherischen auch einen Hohnspruch im Judastou:

O Du armer Mur Narr
Was hast Du gethan,
Daß Du also blinde
In der heiligen Schrift bist gahn!
Das mußt Du in der Ruten
Leiden Pein,
Aber Gelehrten MUR NARR
Mußt Du sein.
O he ho, lieber Murnarr!

Solcher Umdichtungen des Judasliedes könnten wir noch eine ganze Menge aufzählen, wir lassen es aber bei den gegebenen Proben bewenden. Wir hielten es für nothwendig, deren mehrere anzuziehen, um zu zeigen, wie sprichwörtliche Redensarten aus dem vollen, blutwarmen Leben der Völker hervorzurufen; und von der Lebenslust dieses Daseins älterer Zeit müssen wir wenigstens eine blasse Ahnung bekommen, wenigstens einen Hauch verspüren, wenn wir die Schöpfungen des sprachbildenden Volksgeistes verstehen wollen.

Zugleich wollten wir mit der ausführlicheren Behandlung der Redensart vom Aufspielen oder Singen des armen Judas einmal zeigen, welche gesellschaftliche und politische Bedeutung die volksmäßigen Lieder und Sprüche in alter Zeit besaßen. Sie vertraten ganz genau die Stelle, welche heutzutage die Presse einnimmt; sie stellten dar und beeinflussten die öffentliche Meinung jener älteren Zeit, die schon Jahrhundert vor Napoleon I., der die Presse die höchste europäische Großmacht genannt hat, ja wohl zu allen Zeiten eine solche ersten Ranges gewesen ist, wenn es auch hier und da einmal irgend ein Brausewetter nicht halshaben wollte.

Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Nast als Familienmitglied war Louise jetzt zu rechnen; sie kam oft zu uns, denn sie hatte viel unter der brutalen Behandlung ihres Mannes zu leiden. Es entwickelte sich zwischen uns eine Freundschaft merkwürdiger Natur, eine reine Freundschaft, wie sie bei Menschen verschiedenerlei Geschlechtes nur ein großer Altersunterschied hervorbringen kann. Wo Louise irgend etwas erörtern konnte, steckte sie es mir zu, und ich dankte ihr dafür, indem ich rückhaltlos mit ihr Alles besprach, was mich und sie anging. Auf ihren Rath, den sie oft in pugiger, treffender Weise mir ertheilte, gab ich viel; ja ich weihte sie sogar in meine „sogenannten literarischen“ Arbeiten ein, welchen sie aber als Weltkind recht kühl und skeptisch gegenüber stand.

Louise verstand es, sich überall nützlich zu machen. Sie wusch, pugte Scheiben, stopfte Strümpfe, ohne daß man sie dazu aufforderte oder daß sie irgend welchen Dank oder Entgelt dafür annahm. Es war stets ein Freudentag für die Familie, wenn Louise zu uns kam. Aber plötzlich blieb ihr Besuch einige Wochen aus, bis sie eines Tages unerwartet wieder erschien.

„Ach Louise, Louise ist da!“ Wir liefen nach der Küche. „Guten Abend, Louise. 'n Abend, Louiselen, na wie geht es Dir?“ und ich strich ihr über die noch braunen Haare. „Du bist lange nicht mehr hier gewesen, heute Nacht bleibst Du doch bei uns, Louise? Du siehst ja so verweint aus, was fehlt Dir denn? Ist Bergemann immer noch so?“ „Ach Jotte doch, mit ihm ist's auch jeh jarnich mehr auszuhalten, von Tag zu Tag wird er verrückter; arbeiten thut er nu schon lange nisch mehr — un krank is er auch immer. Neulich hat er wohl wieder an die sechs Wochen in die Charité gelegen. Als Dienstmann verdient er erst recht nisch, na ja, wenn's das nur allein wär! Ne, er schlägt mir immer zu, nicht Tag noch Nacht ist man vor ihm sicher. Die Thür hat er ausgehoben, damit er immer in mein Zimmer kann, und dann haut er mir so lange, bis ich ihm Geld zu Schnaps jebe. Ein Messer trägt er auch immer bei sich, damit will er mit morden, hat er jesagt.“

„Sieh' nur 'mal, dieser gemeine Kerl, ganz blaue Flecke hat Louise da, sieh' nur 'mal, psui, der gemeine Kerl; Du thust ihm doch gewiß nichts.“

„Er ist verrückt,“ sagte Mutter, wie um uns zu beschwichtigen.

„Ja — also, da neulich bin ich nicht zu Hause, auf Stelle jegangen, und da nimmt er all meine Wäsche und Kleider aus't Spinde, trägt den Waschzuber auf den Hof und weicht meine sämmtlichen Sachen ein, und dann behauptet er nu, weil ich nisch wasche und er nich ein reines und ganzes Hemde hätte — und dabei habe ich ihm erst letzten Weihnachtsen ein halbes Duzend gekauft —, da behauptet er mi, er muß waschen und weicht mir meine ganzen Sachen ein, wie find't man das?“

„Der Mensch ist total verrückt,“ brücte Mutter noch zur Beruhigung Louises ihren Petschaft auf und ging aus der Küche.

„Und jetzt hat mir der Wirth gekündigt, weil er immer Tag und Nacht mit mir zankt und so 'n Lärm macht, daß sich alle Miether beschwert haben. Meine ganzen Sachen hat er auch nach und nach versezt, nur um Schnaps zu kriegen. Mit Mühe und Noth habe ich irade noch die Pfandscheine von ihm 'raus gekriegt. Dreimal habe ich 's schon mit ihm versucht, nu mag er diesmal sich 'ne Wohnung suchen, wo er will, ich kümmerer mir um den Menschen nich mehr.“

Die ganze Zeit hatte sie mit thränenerrückter Stimme gesprochen, jetzt beugte ich mich zu ihr nieder: „Ja, Louiselen, Du hast ganz recht. Für's Erste wirst Du eine Zeit lang bei uns wohnen — —“

„Ne, ne“ — —

„Ach was, für's Erste schläfst Du bei uns.“ Ich blieb einen Augenblick mit Louise allein. Da kam Mutter wieder herein und sagte mir, ich möchte einmal zusehen; es sei ein junger Herr da,

welcher mich zu sprechen wünsche. Ich wußte nicht, wer es sein könnte, denn der einzige Verkehr, den ich noch hatte, war Ernst Sauer, und Ernst hatte selten Zeit, mich aufzusuchen. Tags sah er auf seinem Schusterstuhel, in den Abendstunden besuchte er die Kunstschule, und einen Theil der Nacht las er. Ich wußte also wirklich nicht, wer es hätte sein können; Mutter kannte ja auch Ernst.

„Kennst Du ihn nicht?“

„Nein, aber er kommt mir sehr bekannt vor, den Namen habe ich nicht verstanden.“

„Ich ging vor. Ja, was ist denn das? Ist das nicht Walter Schneider? Das ist ja prächtig! Herr Gott noch mal, laß Dich doch mal ansehen; bist Du aber groß und breit geworden, ein Kerl wie 'n Bär! Und Schmissie hast Du auch! Na, Dich haben sie wohl tüchtig zusammengewaschen, das kann ich mir denken!“

„Nein, ganz gut gestanden und unter Anderem dem Einen von den Bonzen ein wunderhübsches Andenken vom Ohr bis zur Nase mit auf diesen Lebensweg gegeben.“

„Ja, war denn das noch derselbe wie früher? Ich hätte nie geglaubt, daß seine ehemals so zierliche Hand einst das Papier und nicht die Feder führen würde.“

„Nu, sage mal, Walter, ich glaube, wohl bald fünf Jahre haben wir uns nicht gesehen. Wie es mir ergangen ist? Da ist nicht viel zu sagen; ich bin eben in ein Geschäft gekommen und soll Kaufmann werden, das heißt bin es schon offiziell. Ich möchte mich aber gern verbessern und Schuhpuget werden, das sagt mir mehr zu; so, nu weißt Du's! Und nun erzähl Du mal!“

„Ich bin doch kein Volksredner? Na, aber, weil Du von jeher so'n Kameel warst, will ich Dir's mal sagen. Also, als meine Eltern todt waren —“

„Deine Eltern sind gestorben!? Armer Junge! Ich kondolire!“

„Nach doch keine Umstände, waren ja schon alte Leute, ist doch ganz naturgemäß, daß sie vor uns sterben. Gott, schmerzlich ist es ja, aber man muß es überwinden. Also ging ich eben zur Univerſität und habe nu studirt. Ja, ja, bin ein altes Haus, schon neuntes Semester!“

„Und was hast Du denn studirt, wenn man fragen darf?“

„Um, hm, eigentlich — nu man studirt ja bloß so pro forma, eigentlich garnichts Bestimmtes, ich hab mich in Allem umgesehen —“

„Und kann nichts —“ lag mir auf der Zunge. „Und werde mal nächstens in irgend was promoviren.“

„Ja, verzeih, mit irgend was mußt Du Dich doch speziell befaßt haben?“

„Ja, na — also, — entweder nehm ich Botanik oder Philosophie als Hauptfach, oder, oder, na, ist ja doch bloß Formsache. Ich sage Dir, überhaupt die ganze Sache mordslangweilig. Dieser Schwindel! Jeder geht da seine ausgetretenen Pfade und trägt, als ob er das Ei des Kolumbus gelegt habe. Alles fauler Zauber, Sohn. Ich gehe überhaupt nicht mehr hin. Wenn man so mal in diese Leberheit reingeguckt hat, kriegt man's wirklich satt!“

„Ja, was machst Du denn jetzt sonst?“

„Garnichts, trink Bier dazu und rauch wohl auch mal 'ne Zigarre, — eine echte, mein Sohn!“

„Ja, aber, um Himmelswillen, Walter, das ist doch nicht Dein Ernst?“

„Nee, oller Knabe! Siehst Du denn nicht ein, Mensch, daß die ganze Sache eine furchtbare Dühnerstiege ist. Um die Arterhaltung dreht sich doch Alles.“

„Ja, aber was soll denn 'mal aus Dir werden? Ich hatte Dich schon immer als Defan der Berliner Univerſität gesehen.“

„Was aus mir werden soll, ist doch meine Sache! Tott, ich werde ja doch nicht alt, da hat es doch keinen moralischen Hintergrund! Die paar Jahre, die ich noch habe, will ich doch wenigstens möglichst vergnügt leben.“

„Laß Dich doch gleich in's Narrenhaus sperren!“

„Nee, allen Ernstes, Zörge, ich hab' vorigen Winter Gelenksrheumatisismus gehabt und einen Herzfehler bekommen. Der Kitt schaut faul aus! Cines

schönen Tages — haste nicht jesehn — Zappen duster!“

„Hypochondrie ist vollkommen zeitgemäß, Hypochondrie macht einen der besseren Eindrücke bei einem jungen Menschen. Ich habe drei Jahre lang 'nen Herzfehler gehabt, aber jetzt ist er, Gott sei Dank, wieder ausgeheilt!“

Er verstand, was ich meinte.

„So, so! Für verrückt habe ich Dich ja immer gehalten, aber für so blödsinnig doch nicht!“

„Ja, Du bleibst doch zum Abend bei mir?“

„Gott soll mich bewahren, mein Junge! Familiensumpfsinn und den liebenswürdigen Schwerenöthler spielen! Nee, mein Engel, das kannst Du von mir nicht verlangen. Ein Glas trinken wir nachher — oder am liebsten gleich.“

„Ja, aber nur ein Glas!“

„Mehr als acht am Abend trinke ich selten. Na, komm schon, wir wollen gehen, wir können ja nachher weiter miteinander reden.“

Er hatte sich erhoben, und es fiel mir sein schwerfälliger Gang auf. Man konnte nicht sagen, daß er hinterte, und doch schleppte er etwas beim Gehen. Er sagte mir auch, daß ihm das Gehen schwer fiel, und er leicht ermüde.

„Ja, wo wollen wir denn hingehen, Walter?“

Er nannte mir ein sehr unangenehmes Lokal, welches ich zwar nur vom Hörensagen kannte, dessen Name aber schon stets in mir einen gelinden Ekel hervorrief.

„Nee, Mann, da gehe ich nicht hin!“

„Ach, sei doch kein Kameel! Komm nur mit!“

Und er bat mich so lange, bis ich mitging, trotzdem ich ihm unerblickt sagte, daß ich diese Tangelangel nicht liebe.

Blechmusik, Stadtbahnbögen mit gellendem Widerhall, zwischendurch das Brausen und Voltern der Biige; chinesische Lampen, Fächer und farbige Bänder decoriren kindlich die kahlen Biegel und verschimmen halb in der rauchblauen Luft. Die Wände sind von einer braunen Holztafelung überzogen, die schwer eichenen Tische und Stühle bilden einen unangenehmen Gegensatz zu der puppenhaften Ausschmückung.

Im Mittelgang drängt sich der Menschenstrom. Vor der Musik staut er sich. Kellner mit silbernen Spauletten auf der Achsel winden sich mit erhobenen Speisebreitern gleich Schlangemenschchen durch die Menge und fordern das Publikum auf, „doch weiter zu gehen.“

Walter wollte gerade vor der Musik Platz nehmen, doch eine derartige Folterqual konnte ich meinen Nerven nicht zumuthen und bat ihn, in der äußersten Ecke des Saales uns einen Platz zu suchen.

Da saßen junge Leute mit tabellosen Scheiteln, blasigen Gesichtern, aufgewirbelten Schnurrbärten; man sah ihnen die Wuth an, mit der sie sich amüsiren wollten, und doch langweilten sie sich so herzlich. Aber was blieb ihnen anders übrig, um die nach des Tages Mühen und Arbeiten — dieser war Friseur vielleicht, der Schuhmacher, der Kaufmann — stumpf gewordenen Sinne zu figeln, als zu diesen Gewaltmitteln zu greifen, diesem Lärm, dieser aufregenden, schlechten Musik sich hinzugeben, die Damen — Damen! — mit nur den Männern eigenthümlichen Gedanken zu betrachten.

Da waren selbst alte, in Unehren ergraute Familienväter und fragwürdige Griftenzen aller Art zusammengewürfelt. Und die Damen, mit denen sie dort saßen! Halbseide — ja, sogar Baumwolle! Pöbelhafte Baumwolle!

Ich begann mißgestimmt zu werden und mich über jene Leute an den Tischen zu ärgern, wie überhaupt von jeher alles Gewöhnliche ein kribbelndes Mißbehagen in mir hervorrief.

Ich drang darauf, daß wir bald wieder gingen, aber Walter gab nicht nach. Ich sollte doch nicht so griesgrämig sein, hier wäre es doch sehr hübsch, und ich sollte mir doch die vielen hübschen Mädchen ansehen, zum Beispiel die, die dort hinter mir saße; es wäre zwar eine halbe — aber das müsse man ihr lassen, blytsauber wäre sie doch, trotz alledem noch blytsauber, die kleine Kröte!

„Ach, laß mich aus damit!“

„Na, undrehen kannst Du Dich ja doch einmal,

so viel ist sie immer noch werth; vielleicht machst Du da noch Eroberungen.“

„Ich that es. Wo sitzt sie denn?“

„Ach, sieh doch 'mal, sie hat so einen famosen — so einen trotigen Zug um die Lippen, so etwas Weltverachtendes! So 'was gefällt mir stets, weißt Du!“

Ich fuhr zusammen.

„Ja, ist das nicht Lies? Natürlich! Natürlich ist sie es!“

„Ja, ich werd' doch 'mal versuchen, mich da heranzumachen. Aber ich glaube, ein Herr sitzt dabei. Na, wenn er das will und satisfaktionsfähig ist — Doppel-Terz, Durchzieher, eins sitzt sicher!“

Er markirte die Liebe mit einer leisen, wippenden Handbewegung.

Ich sah hin. Ich konnte zwar von dem Herrn nichts sehen, da er durch Andere verdeckt war, erblickte aber plötzlich eine nach dem Bierseidel langende Hand, und an der theatralischen Bewegung, an dem feinen abgezirkelten Schwung erkannte ich, daß es Eugen war.

„Weißt Du, ich muß sie mir doch mal ansehen!“ Und damit hatte sich Walter schon erhoben und begab sich nach dem Tische, wo sie saß.

Er kam zurück.

„Blytsauber; blytsauber! Ein Mädel wie Milch und Blut! Nein, die muß ich haben, auf jeden Fall! Den Laffen, der dabei sitzt, wird sie schon abwimmeln.“

„Ach, laß doch den Unsinn sein! Du verträdelst ja bloß die Zeit, es geht doch nicht.“

„Da sollst Du mich mal kennen lernen!“ Und er begann mir Geschichten zu erzählen, daß, wenn nur die Hälfte davon wahr gewesen wäre, der selige Don Juan in der Hölle beschämt hätte erröthen müssen.

„Ja, aber ein Blytsmädel ist sie doch! Die muß ich auf jeden Käse haben, sag' ich Dir!“

Und er versuchte auf alle Arten und Weisen sich Lies bemerkbar zu machen, lächelte, trank ihr zu, ging öfters an ihrem Platz vorüber, und ich glaube, wenn wenn man ihm den Kopf abgeschlagen hätte, wäre er unbedingt noch zu Lies hinübergeflogen. Es ging ihm wie Reinecke mit den Hühnern.

Wirklich! Nach einer Weile stand Lies auf und ging den Mittelgang hinunter. Walter stieg ihr, ohne daß ich es hätte verhindern können, sofort nach und sprach sie an. Sie lächelte, indem sie ihm antwortete, und dieses Lächeln, das ihr so gut stand, kannte ich. Es war dasselbe Lächeln, das sie stets aufsetzte, wenn sie mit ihrem Willen durchbringen wollte, dasselbe, welchem ich niemals hatte widerstehen können. Nach einer Minute kehrte Walter zurück.

„Die Woche fängt gut an,“ sagte er frohlockend.

„Ich hab' mich in aller Eile für morgen um acht Uhr verabredet. Ach! Du willst mich Weiber kennen lehren! Du? Nee! Da mußt Du früher aufstehen, Sohn! Ich hab' auch in aller Eile von ihr erfahren, daß sie ein Verhältniß hat, das sie aber möglichst bald abwimmeln will. Weißt Du, der Laffe da, das Ohrseigengesicht da drüben. Aber er kommt mir doch scheußlich bekannt vor.“

„Ja, kennst Du ihn denn nicht? Es ist ja der Obermine von den Geistesbrüdern!“

„Wie? Was? Du sprichst in Bregeln, Sohn!“

„Eugen Salle ist es!“

„Herr Gott noch 'mal! Daß das aber so 'n geschneigelter Prolet werden könnte, hätte ich doch nicht gedacht!“

Das war alle Freundschaft, die Walter noch für ihn empfand.

„Und kennst Du vielleicht auch das Weib, mit dem er da sitzt?“

„Jawohl! Es ist Lies Weibe.“

In diesem Augenblicke kam sie an mir vorbei. Sie wurde blutroth und warf mir einen Blick zu, als ob sie mich fressen wollte. Ich begriff nicht, wie diese Augen, die früher oft mit Innigkeit auf mir geruht hatten, einen derartigen Ausdruck annehmen, wie diese Lippen, die mich tausendmal geküßt, sich so hochmüthig mir gegenüber schürzen konnten.

„Da ging sie ja wieder!“

„So?“ sagte ich im gleichgültigsten Tone, der mir zu Gebote stand.

„Sieh 'mal, Jorge, was ist denn los?“ sagte Walter, gab mir einen freundschaftlichen Rippenstoß und wies mit den Augen hinüber.

Eugen hatte seinen Stuhl dicht an Lies herangerückt und sprach mit Blicken, Worten und Gebärden energisch auf sie ein, während sie gelangweilt mit verhaltenem Gähnen — als ob diese Angelegenheit Jemand Anderes beträfe — ihm zuhörte. Endlich aber sprach sie auf, ergriff ihre Sachen, warf Walter einen Blick zu, und ließ Eugen allein, der hastig und verbucht einen Stellner heranrief, zahlte und ihr nacheilte.

Mich widerte diese Szene derart an, daß auch ich ausbrach. Ich bat Walter vielmals um Entschuldigung. So leid es mir thäte, ich mußte unbedingt heim. Trotzdem erklärte er mich in doppeltem B. B. und entließ mich nicht ohne seinen väterlichen Fluch.

Also so weit war es schon mit Lies gekommen! Mich erregte ihr Betragen weniger, als es vielmehr ein trauriges Gefühl in mir hervorrief.

Den ganzen Weg sprach ich vor mich hin, verzieh ihr tausendmal in eigenem Wohlwollen, träumte mich reich, um ihr Wohlthäter werden zu können, der die Gefallene erhob, die fast „Entmenschte“ Schritt für Schritt zurückführte, ja, ich sah sie sogar schon als meine Gattin, sah Kinder und Kindeskinde vergnügt auf meinen Knien spielen.

Noch ganz erfüllt von dem Vorgefallenen, kam ich heim. Louise war noch auf, sonst waren Alle zu Bett. Sie sah noch und besserte Wäsche aus. Die Lampe hatte sie zwischen sich und die Arbeit gestellt und hielt die Arme weit von sich gestreckt. Ich begriff nicht, weshalb sie die Brille auf die Nasenspitze gesetzt hatte, weil sie doch über dieselbe hinweglah. — Trotzdem der heutige Tag ein Unglückstag gewesen, stückte sie die Wäsche mit bewunderungswürdigem Geschick und Fleiß, und es schien, als ob sie über der Arbeit alles Vorgefallene vergessen hätte.

„Nu, George, wo bist Du denn so lange je-

wesen? Det gefällt mir jarnich von Dir, daß Du immer so lange weggehst!“

Diese Worte waren zwar nicht sonderlich ermunternd für mich, aber ich weiß nicht wie es kam, ich setzte mich zu ihr und begann mit ihr zu plandern, und merkwürdig! was ich meiner Mutter trotz Bitten und Fragen nicht gesagt hatte, das erzählte ich Louise ohne dieses. Ich erzählte ihr meine ganze Geschichte

Das waren nur einfache Worte, und das war nur eine einfache Frau, die so sprach, und trotzdem mochte es nun die liebevolle Berührung ihrer Hände sein, ihre Worte beruhigten mich. Von Stund an war dieser Mißmuth von mir genommen.

Mutter war erstaunt, wie und aus welchem Grunde sich diese plötzliche Umwandlung vollzogen hatte. — Wohlgeborren vor den feindlichen Blicken des Chefs

hatte sich hinter Rücken von Kartonnagen in einem halbdunklen Winkel des Geschäfts frühstückend der Klub der Freigeister am Vormittag eines der nächsten Tage versammelt. Eifrig disputirte man.

„Om! Ich sage Ihnen ja, so etwas durchzuführen, ist unmöglich!“

Dabei wackelte der dicke Prokurist Winder verlegen hin und her, strich sich den Vollbart oder rieb sich die Hände — Eins that er stets, wenn er sprach —

„Sehen Sie, ich bin gewiß freibedenkend. Ich lasse Jedem sein Recht widerfahren, Jedermann! Ich habe doch auch denken gelernt, für so dumm müssen Sie mich nicht halten!“

„Nein, nein,“ beschwichtigte ich ihn.

„Aber ich werde mich doch schwer hüten, mich mit einem Arbeiter auf eine Stufe zu stellen. Das werde ich nie dulden, sage ich Ihnen! Ein Arbeiter ist eben nicht das, was ich bin!“

„Und weshalb nicht?“

„Nun, nun — hm, hm! Weil er nicht das gelernt hat, wie ich!“ polterte Winder hervor.

„Bis zu diesem Grade des Denkens, zu dem ich mich durchgerungen, werden die Leute erst kommen, wenn sie mit unseren Gebenen Kessel von den

Bäumen schmelzen. Diese Gesellschaft will ja nur möglichst wenig thun und möglichst viel dafür bekommen. Jedoch auch Ihnen will ich Recht widerfahren lassen. Die Löhne sind nicht gut. Bei einer besseren Geschäftslage werden sie höher werden. Man hat Invaliditäts- und Altersrenten, man hat Krankenkassen, man hat Armenhäuser, man thut Alles für die Besserung ihrer Lage, und sie sind noch nicht zufrieden. Sehen Sie sich einmal diese Gesellschaft an. Ich



Der Nesträuber. Von Nils Wivel.

mit Lies von Anfang bis zu Ende. Es war wie eine Last von mir genommen, als ich es ihr gesagt hatte, und die brave Frau lachte nicht, sie spottete auch nicht über mich, sondern sie nahm meinen Kopf zwischen die Hände: „Sieh 'mal, George, es wird Dir im Leben Manches geschehen, von dem Du glaubst, daß Du es nicht überstehen kannst. Mir ist es auch ganz anders gegangen, wie ich es gewünscht habe, man muß es nu 'mal aushalten.“

bin gewiß nicht für Religion und den ganzen Krims-
krans, mein ganzer Glaube ist —“ er warf sich
in die Brust — „daß sie den Menschen, wenn er
mehrere Tage todt ist und an zu sinken fängt, von
allein unter die Erde bringen, und daß drei Pfund
Müchfleisch eine gute Brühe geben. Aber sehen Sie
sich diese Proletarier einmal an. Da muß eine
Religion sein. Die tragen nicht wie wir die Moral
in sich.“

„Die Moral,“ sprang Herr Müller ein, „ja,
ich bin ganz Ihrer Meinung!“ — das war er stets
— „Moral ist der Kern, die Essenz der Religion,
und jeder wahrhaft Gebildete, der Moral in sich
trägt, braucht nicht das, was drum und dran hängt.“

Herr Müller war ein hagerer Mensch von dreißig
Jahren. Er hatte ein bissiges, verkniffenes Gesicht,
und der Eindruck wurde durch einen fehlenden Vorder-
zahn noch abschreckender. Das Haar trug er spiegel-
glatt geschneitelt. Jede Woche war er ein- bis zwei-
mal betrunken. Alle Menschen seiner Umgebung
pumpte er mit viel Geschick auf Nimmerwiedersehen
an, und außerdem hatte er in einer früheren Stel-
lung sich größere Unterschlagungen zu Schulden kom-
men lassen.

„Ja, ich pflichte Ihnen bei, fuhr er fort, „Moral
ist die Hauptsache im menschlichen Leben und dann —“
er machte eine Pause, um unsere Erwartung aufs
Höchste zu spannen — „der Ernst! Ernst muß der
Mann sein! Sehen Sie, diese Weiber dahinten,
da lachen sie schon wieder!“

Er zeigte nach einem Winkel, wo zehn junge
Mädchen auf kleinen Schemelchen eng zusammen-
gekauert saßen und sich erlaubten, zu lachen und
fröhlich zu sein. Grund dazu hatten sie wirklich
nicht, denn von den lumpigen zwanzig oder dreißig
Mark, die sie monatlich bekamen, konnten sie sich
nicht einmal die Handschuhe waschen lassen, falls
sie welche besaßen.

Besonders hörte man Lies heraus.

„Sehen Sie diese Weiber! Da lachen sie schon
wieder!“

„Nun, dem Fräulein Weise werde ich das Lachen
schon anstreifen!“ sagte Winder gehässig.

„Wie so?“ rief ich erschreckt.

„Weil ich ihr für nächsten Ersten kündige. Ich
kann das nicht länger mit ansehen!“

„Ich begreife nicht, Herr Winder, welchen Grund
Sie dafür haben!“

„Habe ich Ihnen Rechenschaft darüber zu geben?“
fuhr er mich an.

„Nein. Aber für so herzlos kann ich Sie doch
unmöglich halten, daß Sie eine gute Arbeiterin ohne
Grund einfach auf die Straße werfen.“

„Eine gute Arbeiterin war sie 'mal, ist es aber
lange nicht mehr, das wissen Sie ebenso gut wie
ich. Außerdem ist meiner Meinung nach das Mädchen
reif für die Friedrichstraße, und solche korrupten Ele-
mente dürfen wir in unserem Geschäft absolut nicht
dulden.“

„Dann bezahlt doch Eure Arbeiterinnen besser!“
fuhr ich auf. „Faßt die Sache am richtigen Ende
an und kommt nicht mit einer vollkommen verfehlten
Moral. Und außerdem — was wissen Sie über-
haupt von dem Mädchen?“

Ich war blutroth geworden vor Zorn.

„Genügt es Ihnen, wenn die eigene Mutter im
Geschäft erzählt, daß ihre Tochter sich die ganzen
Nächte lang herumtreibt?“

„Dieses alte —“ ich blieb nicht mehr in den
Grenzen des Anstandes, — „so etwas zu behaupten!
Ich versichere Sie, daß es nicht wahr ist.“

„Sagen Sie 'mal, Herr Geiger, was geht Sie
denn Fräulein Weise an?“

„Weil ich das Mädchen von Kind auf kenne.“

„So, so! Nun kann ich mir Vieles erklären!“

„Wenn Sie nicht mein Vorgesetzter wären, für
diese Worte müßten Sie Rechenschaft geben!“

„Was? Sie wollten mich zur Rechenschaft ziehen?
Sie junger Mensch, Sie?“

„Ja! Ich halte es für eine Brutalität, ein
Mädchen auf die Straße zu werfen, wenn Sie doch
nur ihren Ruin vor Augen sehen!“

„Herr Geiger, daß wir nach dem Vorgefallenen
nicht mehr zusammenarbeiten können, ist klar.“

„Ja, ich werde den Chef sogleich bitten, mich
in eine andere Abteilung zu versetzen.“

„Und ich werde ihn bitten, Sie zu entlassen!“

„Vor Oktober kann er mich nicht entlassen, und
dann diene ich so wie so mein Jahr ab!“

(Fortsetzung folgt.)

Rechtshändig, linkshändig.

Von Dr. I.

Gewöhnung thut viel bei Menschen und Thieren,
und Sitte bei den ersteren nicht weniger.
Die vorsorgliche Mutter trägt den Säugling
auf dem rechten Arme, damit er zum noch wech-
selhaften Greifen die rechte Hand frei habe; mit der
rechten muß er das hingereichte Spielzeug erfassen,
mit ihr grüßen, Hand geben und dergleichen mehr,
und alles aus der Besorgniß, daß sonst das Kind
„links“ werden könnte. Sieht man ein Kind mit
der linken Hand solche Verrichtungen vollziehen, so
fallen wohl die Meisten das leichtfertige Urtheil,
daß man schon die erste Erziehung des Kindes ver-
nachlässigt habe; das Kind würde ungeschickt bleiben.
Die an den Kleidungsstücken für das weibliche Ge-
schlecht angebrachten Schleifen, Schlingen, Spannen,
Haken, Oesen sind darauf berechnet, das Zusammen-
knüpfen, Zusammenhaken, Zusammenschneüren mit
der rechten Hand vorzunehmen. Die Röcke der
Knaben und Männer haben die Knopflöcher links,
die Knöpfe rechts. Die Form vieler Geräthe und
Haushaltungsgegenstände ist derartig, sie mit der
rechten Hand zu ergreifen und zu handhaben. Das
Kind, das den Löffel oder das Messer mit der Linken
führt, erhält stets Zurechtweisung, später auch wohl
Strafe.

Müßte da nicht schon seit Jahrhunderten bei
uns die Linkshändigkeit völlig ausgerottet sein? Daß
die Rechtshändigkeit ein uraltes Erbstück unseres
Geschlechtes, daß die linke Hand stets minderwerthig
war, ergibt sich schon aus dem Namen. Im Latei-
nischen, Griechischen und Alttestamentlichen hat „links“
auch die Nebenbedeutung „unheilbringend“, bei einem
Indianerstamme Nordamerikas heißt die rechte „die
große Hand“, die linke „die, die nichts versteht,“
und die Samoaner nennen sie „die, die thöricht
zugreift.“ Was von rechts kommt, bringt Glück,
was von links, Unglück, und in den verschiedensten
Sprachen finden sich Nebensarten, Sprüche, Sprich-
wörter, welche der Rechtshändigkeit den Vorzug geben.
Linkshändige halten Manche sogar für eine Art
Krüppel und berufen sich dabei auf die Statistik,
weil nach der Schätzung eines berühmten Wiener
Anatomen, des Prof. Hyrtl, ungefähr zwei Prozent
aller Menschen Linkshänder sein sollen, nach der des
englischen Arztes Dr. Ogle sogar 4 1/4 Prozent, und
darunter bedeutend mehr Männer als Frauen. Der
erste Prozentsatz scheint in geschichtlichen Zeiten
immer derselbe geblieben zu sein, denn, wenn nach
der Bibel (Buch der Könige) unter den 26000
Kriegern aus dem Stamme Benjamin 700 links-
händige Steinschleuderer sich befunden haben, so er-
giebt sich daraus die Durchschnittsziffer von 2 1/2 Pro-
zent Linkshändern. Wenn wir nun durch weitere
Untersuchungen erfahren, daß z. B. bei 57 Links-
händern, die genügende Auskunft über ihre Ver-
wandtschaft geben konnten, nicht weniger als 27
linkshändige Blutsverwandte sich fanden, daß in einer
und derselben Familie in drei aufeinander folgenden
Generationen Linkshändigkeit auftrat, so streifen wir
damit schon das bisher noch immer recht dunkle
Gebiet der Vererbung und gelangen zu dem Schlusse,
daß den Erscheinungen der Rechts- bezw. Links-
händigkeit gewisse Eigenthümlichkeiten der körperlichen
Organisation zu Grunde liegen, auf die wir jetzt
näher eingehen wollen.*

Bei der hohen Lage des Herzens und der kurzen
Halswirbelsäule erhalten durch den Herzschlag die
Brustglieder und der Kopf ungeschwächt den ersten

Stoß der sauerstoffreichen Blutwelle. Mehr Blut
in ihnen heißt soviel als mehr Stoff zur Ernährung.
Der Blutdruck ist nicht in allen arteriellen (d. h. in
den das Blut vom Herzen nach den einzelnen Körper-
theilen führenden Ader) Gefäßen gleich groß, son-
dern er nimmt an Macht je weiter umfomehr ab,
ist z. B. in der Armschlagader schon um die Hälfte
geringer als in der Aorta (dem direkt aus dem
Herzen entspringenden größten Blutgefäße). Daß
die beiden Arme und Beine eines Menschen nicht
gleich lang sind und, mit gleicher Muskulatur ver-
sehen, um mehrere Millimeter differiren, sei hier
nebenbei erwähnt. Meistentheils ist der rechte Schlüsselbein-
schlagader näher am Herzen aus der Aorta entspringt
als die linke, weil sie den Blutstrom früher und
ungeschwächt erhält als die der linken Seite. Wenn
nun aber bei den oben erwähnten zwei Prozent
Menschen in der Weise eine Versetzung der beiden
Gefäße eintritt, daß die linke Schlüsselbein-
schlagader näher dem Herzen, die rechte aber etwas en-
tferner vor ihm entspringt, dann kommt größere
Druckkraft in den linken Arm, der folglich auch
mehr in Gebrauch genommen wird, und der Links-
händer ist fertig. Jetzt begreifen wir, wie verkehrt
alles Zureden und sogar Strafen sind für die ver-
meintliche „schlechte Angewöhnung.“

Wir können aber noch einen Schritt weiter gehen,
und da will ich zuvor zum besseren Verständniß
daran erinnern, daß infolge der Kreuzung der
Nervenstränge die Muskulatur der rechten Körper-
hälfte ihren Nervenstrom vom linken Großhirn, und
umgekehrt die Muskulatur der linken Körperhälfte
den ihrigen vom rechtsseitigen Großhirn empfängt.
Nun sind die beiden Hemisphären des Großhirns
(Seite 24 von „Der Mensch und seine Rassen“) nicht
etwa vollständig gleichwerthig, sondern bei der
Mehrzahl der Menschen behauptet die linke ein Ueber-
gewicht über die rechte. Aus der Abbildung a. a. O.
ist ersichtlich, wie reich an Windungen das Gehirn
ist, und nach Paul Broca liegen in der dritten
Stirnwindung der linken Großhirnseite bei den meisten
Menschen jene Nerven, auf denen das Sprachver-
mögen beruht, „das Sprachzentrum“. Professor
Mübinger besitzt 19 Gehirne geistig hervorragender
Männer, und an 18 von diesen läßt sich erkennen,
daß sie „linkshirnige Sprecher“ gewesen. In der
zweiten Stirnwindung derselben Seite ist ein Nerven-
apparat enthalten, dem die Aufgabe obliegt, „durch
Zusammenfassung gewisser Gedächtnißbilder mit solchen
Nervenströmen, durch welche gewisse Muskelgruppen
der rechten Hand in Thätigkeit gesetzt werden, jenen
komplizirten Vorgang, den wir als Schreiben be-
zeichnen, auszulösen“ (M. Mübinger). Auch für andere
Thätigkeiten der Hand behauptet die linke Groß-
hirnseite ein Uebergewicht über die rechte; die Träger
solcher Gehirne sind Rechtshänder. Hat aber die
rechte Großhirnseite ein Uebergewicht über die linke,
bezw. gewisse Theile über die entsprechenden der
anderen Hälfte, dann zeigt sich Linkshändigkeit.

Über jemals linkshändige Zeichner beobachtet hat,
dem fiel sicherlich auf, daß diese zumal im Anfange
ihrer künstlerischen Thätigkeit die Thierkopfsprofile
nach rechts richteten. Diese Beobachtung ist äußerst
wichtig, denn sie beweist uns, daß Linkshändigkeit
nicht etwa ein Produkt neuerer Zeit ist, der Anfang
eine Art von Degeneration, sondern daß schon in
jenen frühesten Zeiten jenseit aller geschichtlichen
Da'en bei den prähistorischen Menschen der so-
genannten Neolithzeit sie sich zeigte. Auf den Zähnen
des damals bei uns lebenden Mammuth, auf den
Geweihen des einst in Südfrankreich und Süd-
deutschland weidenden Neolithiers zeichneten oder rich-
ten einige kunstfertige Hände allerlei Thiergestalten
(S. 116, 117 a. a. O.) und die überwiegende Mehr-
zahl dieser Gestalten zeigt die Köpfe nach der linken
Seite gerichtet; sie wurden mit der rechten Hand
verfertigt, aber die sehr wenigen Gestalten mit
Köpfen nach rechts gerichtet schufen wahrscheinlich
begabte Linkshänder. Auch dies berechtigt zu dem
Schlusse, daß, wie es in frühesten Zeiten der euro-
päischen Menschheit schon Linkshänder gab, sie auch
in fernster Zukunft nicht fehlen werden, aber milder
behandelt, als leider noch öfter in der Gegenwart.

* Anmerkung: Wer im Besitze des bei Dies er-
schienenen Buches „Der Mensch und seine Rassen“ sein sollte,
vergleiche die Abbildungen auf Seite 62—64.

Daß die Menschen ferner Zukunft, sowohl Rechts- wie Linkshänder, etwas anders als die der Gegenwart aussehcn werden, dafür nur ein Beispiel, das besonders für unsere Schuhkünstler interessant sein wird. Aus W. Pfishers Untersuchungen über die kleine Zehe des Menschen hat sich ergeben, daß an ihr die Mittel- und Endphalangen (Knochen des zweiten und dritten Gliedes) durch Synostose (Knochenverwachsung) nicht selten zu einem einzigen Gliede verschmolzen sind, jedoch so, daß sich die Grenzen beider Knochen noch gut unterscheiden lassen. Die kleine Zehe ist also in der Rückbildung begriffen, desgleichen der dazu gehörige Muskelapparat. Die Zukunftsmenschen werden eine Zehe weniger haben — also auch weniger Hühneraugen — doch nicht durch die Schuld unserer Schuhkünstler, denn solche Rückbildung der kleinen Zehe zeigt sich schon bei Embryonen vom fünften Monat ihres Foetallebens. Würde es aber den Menschen in fernster Zukunft so ergehen, wie es nach und nach im Ablaufe ungeschätzter Jahrtausende den Pferden und Zweihüfern ergangen, dann würden die Ballettänzerinnen wegen Tanzens auf der großen Zehe nicht mehr Bewunderung erregen.

Doch zurück von dieser kurzen Abschweifung.

Wenn bei Menschen ein Uebergewicht der rechtsseitigen Extremitäten sich zeigt, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob bei den Säugethieren Ähnliches beobachtet wurde. So viel ich weiß, giebt es darüber keine ausführliche Beobachtung; was aber der Verfasser dieses Aufsatzes während seiner vielen Besuche des zoologischen Gartens gesehen und beobachtet, ist dies, daß bei einigen Thieren sich entschieden ein Uebergewicht der rechten Extremitäten bemerkbar macht. Beim Greifen bedienen sich die Affen häufiger der rechten Hand, die Eichhörnchen scheinen keinen Unterschied zu machen, desgleichen die Thiere, welche Löcher graben. Einen Hund kann man, wie es mir scheint, schwerer daran gewöhnen, den linken Vorderfuß zu geben als den rechten, desgleichen die Hauskätzchen. Unter den Vögeln scheinen der Papagei und einige Sumpfvögel, wenn sie nur einen der beiden Füße zur Unterstützung des Körpers verwenden, den rechten Fuß zu bevorzugen. Nach den beim Trainieren von Pferden gemachten Beobachtungen soll es bei weitem leichter sein, das Pferd auf eine Gangart einzulernen, bei der es mit dem rechten Vorderfuß antritt, als auf solche, wobei der linke zuerst kommt.

Zum Schluß möchte ich noch eines Problems erwähnen, über dem noch völliges Dunkel schwebt. Dr. Lewis C. Bruce berichtet über einen Pflingling des Derbyborough-Asylum Folgendes: Er war von Geburt ein Walliser, von Beruf ein Schiffer und dem notorischen Wahnsinn verfallen. Er ist chronisch verrückt. Im englischen Stadium spricht er englisch und wallisisch, findet keinen Schlaf, leidet an Verdünnungswuth, schreibt ziemlich gut, weiß aber nichts von dem, was er im wallisischen Stadium gethan. In diesem nämlich versteht er eigentlich nur wallisisch, sitzt stundenlang bewegungslos im Stuhl, ist hinterlistig, seine Blutzirkulation ist schwach, sein Geschmack und Geruch völlig irritirt. Im englischen Stadium ist er rechtshändig, im wallisischen dagegen linkshändig, schreibt auch mit der linken Hand ziemlich unleserlich von links nach rechts. Auch eine der merkwürdigen Nachseiten menschlicher Natur.

Hassan und Omar.

Von Siegfried Stark.

Beim Fruchtestehlen lernten sie sich kennen. Die Körbe eines Pflinglhändlers lockten sie herbei, den Hassan vom Osten und den Omar vom Westen. Sie sahen sich prüfend an und erriethen gegenseitig ihre Wünsche, die sich begehrtlich auf die süßduftende Waare des Krämers richteten. Dieser saß im Schatten seines Daches und hielt den Mittagschlaf. Ihn störten weder die Stiche der Insekten, noch die Tritte der Vorübergehenden. Darauf gründete der schlaue Hassan seinen Plan; dem erwartungsvoll nebenstehenden Omar einen verständniß-

innigen Blick zuwendend, griff er mit gespreizten Fingern in den Korb und stahl sich leise mit seiner Beute davon.

Dem Omar lief das Wasser im Munde zusammen. Er war weniger dreist und unverschämmt wie Hassan, aber darum nicht minder lüftern nach den saftigen Früchten. Einige Augenblicke noch schwankte er zwischen Ja und Nein; als aber an einer Häuserede das verschmitzte Gesicht seines Genossen hervorleuchtete und Omar sah, wie derselbe mit seinen blanken Zähnen in den Pflingh hineinbiß, da unterlag die bessere Hälfte seiner Natur und mit raschem Griff benächtigte er sich einer Hand voll der ersehnten Lederbissen.

Doch eben in diesem Moment mußte dem Schlafenden etwas über die Nase gelaufen sein, daß er mit der Hand heftig auf dieselbe schlug und vor Schreck darüber erwachte, gerade zur rechten Zeit, um noch das Treiben Omars beobachten zu können. Der ertappte kleine Spitzhube ließ die Früchte wieder zurück in den Korb fallen und wollte entfliehen, jedoch die knöchernen Finger des Krämers griffen mit derselben Hast nach seinem Arm und hielten ihn fest. Bitten und Thränen halfen wenig; mit einer Anzahl tüchtiger Bambushiebe auf dem Rücken konnte Omar seines Weges trollen.

In der nächsten StraÙe erwartete ihn der glücklichere Hassan. Mitleidig streichelte dieser dem kleinen Gefährten die Backen und trat ihm großmüthig einen Theil seiner Beute ab, die der also Getröstete gierig verschlang.

Mit diesem kameradschaftlichen Zuge stahl sich Hassan in das Herz Omars, der solche Uneigennützigkeit bewundernswürdig fand. Hassan dagegen, als der Schlawere und um zwei Jahre Ältere, fühlte sich instinktiv zum Beschützer und Führer des schwächeren und beschränkteren Omar berufen. So erwuchs in den beiden Knaben eine gegenseitige Zuneigung, die sich, je öfter und je länger sie von Stunde ab zusammen verkehrten und gute wie schlimme Streiche gemeinschaftlich ausübten, zu einer starken, aufrichtigen Freundschaft ausbildete.

Ohne Hassan gab es fortan keinen Omar, ohne Omar keinen Hassan. Was der Eine ersann, führte der Andere aus. Hatte der Größere eine Arbeit zu verrichten, machte ihm der Kleinere die Handreichungen; mußte Omar seines Vaters Feldfrüchte heimholen, zog Hassan den Karren. Knurrte des Einen Magen, entwendete der Andere heimlich aus der Eltern Hütte Brot und Fleisch. Keiner von Beiden erhielt jemals eine Tracht Prügel, die nicht auf des Kameraden Rechnung zu schreiben waren.

Diese völlige Hingabe zueinander ließ in den Knaben keine andere Vorstellung aufkommen, als daß ihre offene und rückhaltlose Freundschaft für's ganze Leben in gleicher Stärke fortbauern müßte. Der Gedanke leuchte auch ihre Zukunftspläne. Beide betrieben, nachdem sie herangewachsen waren, die Feldbearbeitung und erwarben von ihrem väterlichen Erbe ein Stück Land, welches sie gemeinsam bebauten und von dessen Ertrag sie gemeinsam lebten. Gleiche Bedürfnisse: bei gleicher Gemüthsveranlagung waren der Stamm, an dem die unerschütterliche Eintracht der beiden Kameraden emporrankte. Der Friede herrschte in ihrer Hütte und der Segen auf den Feldern.

Nur in einem Fall mühten sich Hassan und Omar mit aller Kraft, einander einen Vortheil abzurufen. Beim die Sonne in's Meer sank, begannen sie weite Strecken Weges mit größter Geschwindigkeit zu durchlaufen und stritten um die Ehre, der Erste am Ziele zu sein. Aber Beide waren gleich gute Läufer und weder der Eine noch der Andere konnte einen Sieg erringen. So viel Hassan dem kleineren Omar an Körperkraft überlegen war, ersetzte dieser durch Zähigkeit und Seiwandtheit. Doch je öfter sich Beide von der Erfolglosigkeit ihres Wettspiels überzeugten, je leidenschaftlicher und tollkühner betrieben sie dasselbe.

Eines Abends saßen die Freunde vor ihrer Hütte und liehangelten mit dem üppigen Stand ihrer Felder, als sich von Ferne eine Staubwolke heranwälzte.

Hassan erhob sich und betrachtete dieselbe.

„Vornehme Herren sind's, auf stinken Rossen, die hier vorüberkommen werden,“ sagte er und beschattete die Augen, um schärfer sehen zu können.

Omar schmunzelte. „Das geht wie ein Wind, Bruder Hassan; so stinke Rosse sah ich seit Langem nicht!“

„Ob wir's mit ihnen aushalten?“ entgegnete Hassan und sah seinen Genossen fragend an.

Dieser zuckte die Achseln und brummte etwas in den Bart. Hassan glaubte deutlich zu verstehen, daß es nur auf einen Versuch ankäme.

„So komm,“ sagte er und zog den Jüngeren mit sich fort, den Fremden entgegen.

Als sie mit diesen zusammentrafen, setzten sich die beiden Fremde in Trab und eilten pfeilgeschwind die Straße entlang, gefolgt von den schraubenden Rossen, die von den Reitern, welche über diese seltsame Begegnung verwundert die Köpfe schüttelten, zu immer tollerem Sägen angespornt wurden.

Doch nicht lange währte dieser ungleiche Kampf. Bei einer Biegung des Weges strauchelte Omar über einen Zweig und stürzte nieder, quer vor das Ross des ersten Reiters, das sich erschreckt ausbäumte und mit heftigem Ruck überschlug, den Führer weit aus dem Sattel schleudernd.

Hassan und Omar wurden ergriffen und zu dem Gestürzten geführt. Die Freunde erbebten vor dem stehenden Blick desselben. Hoch aufgerichtet stand der im prächtigen Kriegsschmuck gekleidete Reiter neben dem verwundeten Thier und stützte die Hand auf sein Schwert.

„Kennt Ihr mich?“ fragte er düster.

Hassan und Omar verneinten zitternd. Einer der Fremden klärte sie auf.

Sie hatten den Sultan, den gefürchteten, hohen Beherrscher ihres Stammes vor sich, der ein tapferer Beschützer seines Landes, aber auch ein strenger und gerechter Richter seines Volkes war.

Der Fürst war schwer getränkt durch den Sturz seines Lieblingsrosses. Seine Blicke funkelten und in grollendem Tone verkündete er den demüthig niedergesunkenen Freunden eine blutige StraÙe.

Mit zitternder Stimme berichteten diese dem Sultan von ihrer Lieblingsbeschäftigung, den täglichen Uebungen, die sie darin anstelleten, beiherrschten, daß der jetzige Vorfall ebenfalls nur die Folge einer Probe gewesen, die zur Bethätigung ihrer Kraft und Schnelligkeit angestellt worden sei, und verschworen sich beim Propheten, nichts Böses im Sinne geführt zu haben, küßten den Saum seines Kleides, flehten ihn an bei ihrer Freundschaft, die sie von Jugend auf wie Brüder aneinander gekettet, und neigten hundertmal ehrerbietig das Haupt zur Erde.

„Gut,“ sagte der Sultan gehesnt, indem ein seltsames Lächeln um seinen Mund spielte, „ich will gnädig sein. Jedoch kann Euer Vergehen nicht völlig straflos bleiben. Ihr seid vor mir Beide in gleicher Schuld und ungetheilt nehmt Ihr dieselbe auf Euch. Aber es soll nur Einer von Euch sterben. Da ich nun Keinen ausnehmen kann und will, auch Eure treue, wandellose Freundschaft nicht durch Bevorzugung des Einen oder des Anderen kränken mag, sollt Ihr selber auswetten, wer dieser Eine ist. Am folgenden Morgen werdet Ihr den Weg von Eurer Hütte bis zu meinem Lustschloß, zu dem mein braves Ross eine halbe Tageszeit braucht, durchlaufen und sehen, wer zuerst das Ziel erreicht. Dieser soll am Leben bleiben und frei ausgehen, der Andere dagegen muß sterben. Denkt nicht an Flucht, denn mein Arm reicht weit und mein Auge findet Euch überall.“

Er gab Einem aus dem Gefolge den Auftrag, die Gefangenen in ihrer Hütte zu bewachen und sie am nächsten Morgen zu dem Wettlauf anzutreiben. Sodann bestieg er das Pferd des Zurückbleibenden und sprengte mit den Uebrigen davon, Hassan und Omar in Verzweiflung stehen lassend.

Die Freunde verbrachten eine qualvolle Nacht. Alles Denken und Grübeln half nichts, es gab keinen Ausweg. Fliehen war unmöglich, denn die Schergen des Sultans kannten jeden Schlupfwinkel und Niemand würde aus Furcht vor dem Born des Herrschers es wagen, sie zu verbergen. Sie weinten und klagten, daß ihre Freundschaft einer so harten Prüfung unterliegen sollte, und der Gedanke, derselben zu entgehen und vereint den Tod zu suchen, kam

ihnen während der Nacht zu wiederholten Malen. Aber keiner sprach ihn aus; Jeder scheute sich vor dem Entschluß, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Sterben wollte weder Hassan noch Omar.

Mit unklaren Gedanken sahen die Freunde den Morgen herandämmern. Sie betrachteten sich mit scheuen Seitenblicken. In ihren Mienen lagerte die peinige Frage: Wer soll siegen, wer soll sterben? Eine Antwort darauf wußten sie nicht. Sie sahen bald auf das finstere Gesicht ihres Hüters, bald in die leuchtende aufsteigende Sonne, die unerbittlich das Herannahen des Wettkampfes verkündete. —

Der Tag hatte begonnen, das Zeichen war gegeben. Stumm, mit festgeknipten Lippen, flogen die Genossen über die sandige Straße, dicht aneinander gedrängt, in immer gleicher Linie, Keiner um eines Haars Breite vor oder zurück. In unheimlicher Hast, als ließe der Tod hinter ihnen drein, huschten sie, ihre langen Schatten nach sich schleifend, gepenstlich unter der glühenden Sonne dahin.

Menschenleer war es ringsum. Nur hin und wieder tauchte einer von des Sultans Reitern hinter einem Gebüsch auf, schwang die bligende Lanze über dem Haupt und verschwand, als hätte ihn die Erde verschlungen.

Hassan und Omar athmeten schwer. Ihre Augen glänzten fieberhaft. Kein Wort kam ihnen über die Lippen, nur manchmal trafen sich ihre Blicke mit einem fast feindseligen Ausdruck.

Rückwärts in weiter Ferne lag die verlassenere Hütte und vor ihnen dehnte sich die endlos scheinende Steppe. Kein Merkmal verkündete das Endziel ihres Laufes.

Plötzlich griff Hassan nach Omars Arm.

„Laß uns etwas ruhen, Bruder,“ leuchtete er mühsam aus trockenem Munde.

Omar hörte nicht darauf.

Hassan zerrte heftiger an des Kameraden Arm.

„Ich hab Dich immer lieb gehabt, Bruder,“

fuhr er fort; „ich hab Dich beschützt mit meiner starken Kraft, daß Dir kein Leid geschah Dein Lebelang.“

Omar wich etwas zur Seite, Hassan jedoch klammerte sich an ihn.

„Aus Dankbarkeit, Omar, und weil Du der Jüngere bist, solltest Du zurückstehen!“

Omar sah mit großen Augen auf ihn.

„Ich bin der Jüngere,“ erwiderte er, „und habe länger zu leben. Du verlierst weniger.“

„Aber Du hast verschuldet, indem Du gestürzt bist vor des Sultans Noß,“ fuhr Hassan erregter fort und hing sich schwer an des Anderen Arm.

Omar versuchte sich zu befreien.

„Du jedoch hast begonnen,“ entgegnete er scharf, „so mußt Du die Folgen auf Dich nehmen!“

Um Hassans Mund legte sich ein böser Zug.

„Omar,“ sagte er mit heiserer Stimme, „ich habe quälenden Durst; verweile hier, bis ich denselben gestillt und wieder bei Kräften bin. Hörst Du nicht, Omar?“

Dieser drängte mit fiebernder Hast vorwärts.

Hassan klammerte sich mit ganzer Kraft an ihn; sein Gesicht verzerrte sich, sein Athem leuchtete in kurzen Stößen zwischen den farblosen Lippen hervor.

„Du mußt zurückbleiben, Omar,“ rief er fast schreiend. „Ich, als der Ältere, habe das Recht, zu siegen! Hörst Du, ich will! Ich will!“

„Laß mich los, Bruder,“ flehte Omar ängstlich; „ich bin noch so jung und kann nicht sterben!“ Hassan brüllte wild auf.

„Und ich will nicht sterben, Knabe, verstehst Du — ich will nicht!“ Mit beiden Armen umschlang er den Genossen und suchte ihn niederzudrücken. Seine Augen funkelten wie die eines gereizten Eigers. Rückelnd wiederholte er: „Ich will nicht sterben, ich will nicht sterben!“ Omar wehrte sich mit der Kraft der Ver-

zweiflung. Seine Geschwindigkeit errang ihm einen Vortheil über den erschöpften Gegner und schon glaubte er der eisernen Umarmung entschlüpfen zu sein, als Hassan blitzschnell nach seinem Messer griff und es dem Freunde tief in die Brust stieß.

Omar brach lautlos zusammen. Nur ein matter, schmerzlicher Blick fiel auf den Kameraden, der zu seinem Mörder geworden; dann hörte sein Leben auf.

Einen Moment stand Hassan starr wie eine Bildsäule vor dem Todten, dann brach er in ein heiseres Lachen aus, schleuderte das blutige Messer weit von sich und lief in toller Eile die Straße entlang, dem ersehnten Ziele entgegen.

Fern schimmerte die Kuppel von des Sultans Schloß. Hassan stieß ein Freudenkeulen aus und jagte mit Bindeschnelle darauf zu. Seine Augen waren glanzlos, sein Gesicht fahl wie die Erde.

Am Thore angelangt, nahmen ihn einige Diener in Empfang und führten ihn vor den Sultan, zu dessen Füßen er stöhnend nieder sank.

„Du also bist's, dessen Lebenslust stärker war als die Freundschaft,“ begann der Herrscher und streckte sich behaglich auf den Divan. „Ich habe das nur prüfen wollen und sehen, wie fest das Band hält, das Euch zusammengekettet. Du hast es zerrissen und Deinen Bruder besiegt. Das sei ihm Strafe genug. Gehe hin und verkünde ihm, daß ich Gnade üben und ihn am Leben lassen will. Er sei frei wie Du. Kehrt zurück in Eure Hütte und lebt in Frieden. Und Du sieh zu, daß Du gut machst durch doppelte Treue, was Du durch Deinen Sieg an ihm verschuldet.“

Hassan starrte mit irren Blicken auf den Sultan und lachte heiser.

Dieser winkte ungeduldig, daß er gehen solle. Hassan jedoch blieb vor ihm liegen, sah unverwandt in sein Antlitz und lachte.

Er war wahnsinnig geworden.



Der Neustränder. (Zu unserem Bilde). So, nun kann der Spaß losgehen. Vater ist ausgegangen und Mutter hat in der Küche zu thun. Das ist die richtige Zeit für den kleinen Fritz, der mit verschmittem, überlegendem Gesicht in der Stube steht und über einen neuen Streich nachsinnt. Man sieht es seinem unternehmenden, breiten Rangengesicht an, daß er keine Gefahr scheut und das Lügen nach den Notizen versteht. Er weiß auch aus Erfahrung, daß seine Streiche fast immer schief gehen und daß das Finale die väterlichen Prügel sind. Aber was schadet das ihm, an Prügel ist er gewöhnt, die sind gleichsam wie Dokumente seiner Thätigkeit, und er würde sich kränken, wenn ein Tag ohne Prügel verlief. — Aber heute — halt, jetzt hat er's. Unten auf der Wiese, gleich hinterm Garten ist ein Krähenest. Schon oft ging Fritz mit schielenden Blicken daran vorüber und ärgerte sich, daß immer die Alte brütend in dem Neste saß. Seit einigen Tagen aber hat sich das geändert. Nun stiegen die Alten den ganzen Tag ab und zu und die Kleinen mit den großen, nackten Köpfen kreischen hungrig in die Welt hinaus. — Das ist das Arbeitsfeld des kleinen Fritz. Im Ru ist er im Garten und über den Zaun. Nichtig! Eben steigt der Alte fort. Nun sinkt aus Wert. Auf das Klettern versteht er sich, und plötzlich hängt der muthige kleine Räuber zwischen Himmel und Erde, — da — was war das? Ein Fischen und Sausen hinter ihm und ein heftiger Schmerz in jener Gegend, die sehr empfindlich gegen Hieb und Stich ist. Das ernste, feierliche Gesicht des kleinen Räubers verzerrt sich zu einer entsetzlichen Frage. Heulend hängt Räuberfrühe nun zwischen Himmel und Erde und bleiet hilflos seine Rückfassade der Rache des großen, zornigen Vogels dar, dessen Schnabel noch empfindlicher zu treffen weiß, als die alte, abgearbeitete Ruthe des Vaters. Wenn er dann mit Ach und Krach wieder am Boden angelangt sein wird — an diese erste Entdeckungsfahrt in die Höhe wird Fritz noch lange denken.

Friedrich der Große und das Duell. Der genannte preussische König bezeichnet das Duell als begründet auf Vorurtheil, falschen Meinungen, falsch aufgefaßtem Ehren-

punkt, barbarischen Morden, falsch angebrachtem Ehrgefühl, das „so vielen wackeren Leuten das Leben gekostet habe, von denen das Vaterland die größten Dienste zu hoffen berechtigt gewesen sei“. Die Duellanten nennt er „eine Sorte von Mördern“ (espèce de meurtriers). Dem Umstand, daß ein wegen Duellverweigerung ausgestoßener Offizier in ganz Europa keinen Dienst mehr fand, wollte er begegnen. Durch den Beschluß eines allgemeinen Fürstentages müsse man die Uebertreter der Duellverbote in Verruf erklären (attacher un deshonneur) und dieser Gattung von Mördern jedes Asyl verweigern. In einem französischen Gedicht: „Ueber Bethätigung von Ruth in dem wahren Ehrenpunkt“ klagt er über den Blutdurst des Geiers, der die Taube zerschleudert und fährt dann fort: „aber ihr, o Preußen, ihr seid alle Brüder! Achtet eure Herde, eure Ahnenbitter, eure Väter, diese geheiligten, Allen gemeinsamen Interessen, zügelt eure Wuthanfalle, haltet ein mit Mäusen! Diese Erde, ihr Unmenschen, die euer Vaterland ist, sieht sich mit Entsetzen von eurem Blut geröthet.“

Lyrische Gdte.

Trinklied.

Von Emil Dauth.

Stoß an, Genossen!

Und schäumt auch kein Sekt im Glas,
Und schimmert kein Rheinwein im Glas,
Trinkt unbedrossen!

Rauh ist der Wein, der im Glase uns blinkt,

Rauh ist die Arbeit und rauh sind wir,

Und rauh ist der Kampf, der von ferne uns winkt

Mit des Mammons Macht, mit des Goldes Gier.

Stoß an!

Stoß an, Genossen!

Der Reiger steht auf Mitternacht.

Noch hält in Ketten des Goldes Nacht

Die Welt geschlossen.

Noch zwingt unsern Nacken das Noth der Noth,

Noch weicht der Hunger die matten Glieder,

Noch birgt unser höchstes Glück der Tod,

Der kalte Tod im dunklen Gefieder —

Stoß an!

Stoß an, Genossen!

Nicht ewig lauert die Nacht.

Schon sprengen zum Kampf, von lichter Pracht

Der Sonne umflossen,

Des Morgens Streiter! . . . Die Nacht entflieht,

Die bleiern über dem Lande lag,

Und im Purpurmantel der Schönheit zieht

Als Herrscher ein der junge Tag.

Stoß an!

Der naturwissenschaftliche Beobachter.

„Dulcin“ ist der Name eines Ersatzmittels für Saccharin, das man bekanntlich statt Zucker den Zuckerkranken giebt. Es hat ebensovienig Nährwerth wie Saccharin und sieht ihm, was seinen Vorzug ausmacht, an Zuckersüßigkeit nach. Es soll selbst bei fortgesetztem Gebrauch keine üblen Folgen haben.

Sippocrates.

Auflösung des Silben-Räthsels in Nr. 12:

1. Granada.
2. Eisen.
3. Odenwald.
4. Revolver.
5. Georgine.
6. Haparanda.
7. Elektromagnetismus.
8. Neblaus.
9. Wottic.
10. Ebner-Fischenbach.
11. Gazelle.
12. Hagenau.

Georg Herwegh — Andreas Schen.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wollen man an Edgar Steiger, Leipzig, Oststr. 14, richten.